

reizt hier mehr der gemeinsame Gegenstand.⁵ In der Tat zeigt der Band, wie Fischer-Lichte betont, „daß es sich bei der Theaterkultur des 18. Jahrhunderts um ein Forschungsfeld handelt, das gegenwärtig stark in Bewegung geraten ist“ (S. 20). Für das Weiterschwingen der Bewegung sind die hier vorgelegten Studien zweifellos ein beachtenswerter Anstoß.

Universität Göttingen
Seminar für Deutsche Philologie

Käte-Hamburger-Weg 3
D-37073 Göttingen

dniefan@gwdg.de

Dirk Niefanger

Ulrike Zeuch, *Umkehr der Sinneshierarchie. Herder und die Aufwertung des Tastsinns seit der frühen Neuzeit*. (Communicatio. Studien zur europäischen Literatur- und Kulturgeschichte 22) Niemeyer, Tübingen 2000. X/332 S., DM 132,-.

Die Habilitationsschrift von Ulrike Zeuch beschäftigt sich mit der Funktion des Tastsinns in der Sinneshierarchie. Ihre Fragestellungen erarbeitet sie anhand von Herder, der zugleich derjenige Autor ist, auf dessen Deutung die ausholende historische Aufarbeitung abzielt.

Ein erster Zugang behauptet die Aktualität einer Rede über Leiblichkeit in der postmodernen Ästhetik. Herder scheine bei einem solchen Frageinteresse „ein sachlicher Vorläufer postmoderner Leiblichkeit“ (S. 4) zu sein, weshalb eine Klärung der historischen Voraussetzungen eines solchen aktuellen Diskurses bei ihm ansetzen könne. Zeuch, die ihr Buch mit diesem Motiv eröffnet, strukturiert es freilich nicht als eine unter der Leitung Herders stehende Durchquerung postmoderner Theoreme. Vielmehr handelt es sich um eine Argumentation, die weit entfernt von einem modischen oder auch nur gegenwärtigen Theoriedesign die trockene und asketische Arbeit an der Rekonstruktion einer historischen Problemlinie aufnimmt. Diese Rekonstruktion wird daher zweitens durch eine interne Begründung motiviert. In Herders Überlegungen zur Sinnlichkeit und zum Tastsinn finde sich, so die Verfasserin, ein ganzes Ensemble von Widersprüchen, das nur erklärbar würde, wenn man die Problemmasse der mit diesen Fragestellungen befaßten Denkgeschichte aufarbeite. Was sich in der diachronen Folge von unterschiedlichen Theorien abzeichne, könne, in der Synchronie von Herders Denken projiziert, diese Widersprüche verstehbar machen. In dieser die vorliegende Studie fundierenden Denkfigur will Zeuch die Legitimation ihrer Methode finden. Es geht ihr dabei nicht um Nachweise konkreter Abhängigkeiten Herders von anderen Theorien, sondern tatsächlich um die skizzierte Figur, historische Abfolgen wiederum systematisch zu wenden.

Hier schon läßt sich fragen, wie ein solcher Geschichtsbegriff begründet werden kann. Daß man eine komplexe Formation von widersprüchlichen Aussagen gewinnen kann, wenn man verschiedene Autoren gleichsam anthologieartig zu Wort kommen läßt, liegt auf der Hand. Zugleich ist es evident, daß sich mit diesem Gedankenpool die Möglichkeit ergibt, einem Autor differenzierte Fragen zu stellen. Genau besehen ist bei einer solchen Verfahrensweise aber weder eine historische noch eine systematische Erkenntnis gewonnen. Wo einerseits kein Nachweis der historischen Verursachung geführt

⁵ Dies bedauert offenbar Eric Alexander Hoffmann in seiner Rezension des Bandes: vgl. *Forum Modernes Theater* 15 (2000), Heft 1, S. 86–90.

wird, fällt die Einheit einer historischen Metaerzählung in die bunte Abfolge einer Auswahl zusammen. Andererseits wäre aber eine systematische Erörterung eine, die aus der internen Triftigkeit der begrifflichen Arbeit schlußfolgert und also andere Geltungsbedingungen bräuchte als nur die Konstellation historisch eingesammelter Theorien.

Welches sind nun die Widersprüche, die Zeuch bei Herder (und vor allem und fast ausschließlich in dessen Echo, der Herderforschung) namhaft macht? Erstens fänden sich Doppeldeutigkeiten der zentralen Termini: ‚Gefühl‘ werde als Terminus sowohl für den Tastsinn (Fühlen) als auch für die Seele benutzt, für die Wahrnehmung der eigenen Leiblichkeit oder überhaupt in einem weiteren und vagen Sinn (S. 18–20). Zweitens erzeugten Leistungszuschreibungen des Tastsinns unvermittelbare Termini: So sei vor allem die Ganzheit und die Realität, die der Tastsinn nach Herder erfasse, auf problematische Weise mit den Kriterien der Richtigkeit und der Wahrheit verknüpft (S. 24f.). Drittens steigere der Bezug zum nicht weniger fragwürdigen Kraftbegriff noch die Schwierigkeiten (S. 27–30). Dergleiche Problemlagen zu diskutieren, ist Zeuchs Anliegen. Sie nimmt dabei freilich äußerst anfechtbare Verfahren zum Ausgangspunkt: „In meinen Ausführungen zu Herder wird sich zeigen, daß nicht die Forschung versäumt hat, genauer auf Herders Unterscheidungen zu achten, sondern dieser selbst nicht hinreichend unterschieden hat“ (S. 29). Begriffsklärung und Auflösung von Widersprüchen sind angesichts eines Autors, der wiederholt und insistent das philosophische Ideal der *claritas* einer tiefgreifenden Kritik unterzogen hat, nicht unbedingt die angemessenen Parameter einer Auseinandersetzung.

Der erste Teil der Arbeit widmet sich also der geschichtlich zu entwickelnden These von der Umkehr der Sinneshierarchie. Zeuch nimmt ihren Ansatz bei der Lehre von den primären und sekundären Qualitäten, indem sie von Thomas von Aquin ausgeht, über Ockham, Bacon, Olivi, Heinrich von Gent, Leibniz, Mendelssohn, da Cingoli, Hobbes, Boyle, Cudworth, Gianfrancesco Pico della Mirandola, Berkeley, Hume, Descartes, More, Goethe und Gassendi schließlich zu Herder kommt. Die Qualitätenlehre hat in der Unterscheidung von direktem, nicht synthetischem Wahrnehmen einfacher Eigenschaften wie zum Beispiel Farbe und vermitteltem und also täuschungsanfälligerem Wahrnehmen akzidentieller Eigenschaften eine erkenntnistheoretische Fragestellung behandelt. Es ging um die Gewißheit der Wahrnehmung, um deren Geltungsbedingungen und um die Wahrheitsfrage. Innerhalb dieser philosophischen Diskussion wurden die epistemologischen Bedingungen der verschiedenen Sinne erörtert und folglich auch ihre Hierarchisierung. Es fragt sich aber, ob die philosophische Fragestellung nach der „Gewißheit der Wahrnehmung“ (S. 125) für Herder von irgendeiner Relevanz ist. Abgesehen davon, daß Herder die Qualitätenlehre in dieser Form nicht rezipiert hat (was nachzuweisen auch keinesfalls das Anliegen Zeuchs ist), scheint der philosophische Theorierahmen in dieser Weise nicht geeignet zu sein, überhaupt an diejenige Dimension heranzureichen, in der Herder seine Argumentation führt. Daß unbegreiflicherweise die französischen Materialisten, allen voran Condillac, völlig ausgespart wurden, zeigt an, daß der Theorierahmen der Qualitätenlehre für einen sensualistischen Ansatz, der die Geltungsbedingungen hinter eine Leistungsanalyse der Sinnlichkeit zurückstellt, nicht hinreichend ist.

Die dem historischen Teil folgende Herder-Exegese bestätigt dies. Man liest seitenlang eine Auseinandersetzung mit Herder, in der die Qualitätenlehre keinerlei Erwähnung findet. Mit der schmalen Textbasis fast ausschließ-

lich der zweibändigen Herder-Ausgabe von Wolfgang Pross¹ und einer nur sehr selten und kaum zitierten Herderforschung – nur die Arbeiten von Marion Heinz, Bruno Thiele, Georg Braungart und Andreas Herz² werden ein paarmal zitiert – findet sich auf 40 Seiten eine Erörterung der Bedeutung des Tastsinns für die Erkenntnis bei Herder. Zeuch arbeitet hier in einer Abfolge kurzer Kapitel das Raster der mit dem Thema zusammenhängenden Begriffe auf (z. B.: Distinktheit, unbewußtes Urteilen, Oberflächenwahrnehmung etc.), ohne dabei das eigentliche Ziel der Arbeit, die Deutung von Herders Widersprüchen durch die Denkgeschichte, auch nur annähernd zu erreichen. Zuweilen finden sich in den größtenteils solid gearbeiteten Erörterungen sehr problematische Zuspitzungen. So wird behauptet (S. 165), daß Herder keinen Beweis dafür liefere, daß die Seele das vereinzelt Wahrgenommene zur tatsächlichen Beschaffenheit der Objektwelt zusammensetzen könne. Ein solcher ‚Beweis‘ freilich liegt Herder fern. Er organisiert die Primärerfahrung als durch Kontextbedingungen wie Klima und Familienhabitus geprägte und denkt dann intersubjektive Verallgemeinerungen durch die Reihe Familie, Stamm, Volk, Historie, Humanität. Es geht Herder nicht darum, eine Wahrnehmungstheorie als solche zu entwerfen und sie unter Geltungsbedingungen zu stellen, die einer *adäquatio*-Theorie folgen. Sein Ansatz ist stets ein kontextueller, der auch die Gegenstandskonstitution durch jene konsensuellen Verfahren sichert, die je spezifisch kulturell ausgehandelt werden. Indem Zeuch im Rahmen der Qualitätenlehre nach der Wahrnehmung fragt und darüber hinaus den argumentativen Anschlüssen in Herders Werk nicht nachgeht, verfehlt sie den dort intendierten Ansatz einer komplexen Konsenstheorie.

Der zweite Teil der Arbeit fragt nach dem Schönheitsbegriff, da, so die These, der Tastsinn bei Herder und im 18. Jahrhundert zum „genuinen Schönheitssinn“ werde (S. 38). Auch hier wird der Ausgangspunkt bei Thomas von Aquin nicht wirklich plausibel und erscheint als gelehrte Arabeske. Die Aufarbeitung des Schönheitsbegriffs der Renaissance und des 18. Jahrhunderts (unter Auslassung einiger Jahrhunderte) kann zu einer Herder-Analyse, die ja das erklärte Ziel sein soll, kaum etwas beitragen. Auf kaum zehn Seiten (!) wird der Schönheitsbegriff bei Herder angerissen, und auch hier ist nicht zu sehen, daß der erarbeitete historische Kontext gewinnbringend genutzt werden könnte. Schon die Thesenbildung selbst vermag nicht zu überzeugen. Daß es im 18. Jahrhundert sensualistische Theorien des Schönen gibt, führt weder sachlich noch historisch zu dem Theorem, daß diese Theorien über die Priorität des Tastsinns begründet werden, noch auch dazu, daß „die menschliche Schönheit [...] der einzig gewisse Gegenstand“ (S. 255) sei.

Im letzten Teil der Arbeit versucht die Verfasserin in kurzen Kapiteln zu Novalis, E. T. A. Hoffmann, Hölderlin, Goethe und Kleist dem „authentischen Fühlen“ nachzugehen und eine Art von Fortsetzung des Herderschen Programms in der Literatur um 1800 zu schreiben. Auch hier bleibt die Ar-

¹ Johann Gottfried Herder, *Werke*, 2 Bde. Hg. von Wolfgang Pross. München 1984–1987. – Aus Suphans Ausgabe finden sich Zitate aus Herders Schrift *Kalligone*.

² Marion Heinz, *Sensualistischer Idealismus. Untersuchungen zur Erkenntnistheorie des jungen Herder (1763–1778)*. Hamburg 1994; Bruno Thiele, *Herders Theorie des synästhetischen Wahrnehmens zur Grundlegung der ästhetischen Erziehung*. Diss. Tübingen 1989; Georg Braungart, *Leibhafter Sinn. Der andere Diskurs der Moderne*. Tübingen 1995; Andreas Herz, *Dunkler Spiegel – helles Dasein. Natur, Geschichte, Kunst im Werk Johann Gottfried Herders*. Heidelberg 1996.

gumentation deutlich unter dem Niveau, das die Literaturwissenschaft zu diesen Autoren erreicht hat. Der Herdersche Begriff der Synästhesie (Herder kannte das Wort nicht) könnte in diesem Zusammenhang die Hauptthese der Arbeit durchaus sprengen. Denn Herder denkt an einigen Stellen das Zusammenspiel der Sinne durchaus als ein variables, in dem verschiedene Sinne je nach Kontextbedingungen die Leitfunktion übernehmen können, da in dem synästhetischen Ganzen der Seele die Ausdifferenzierung nicht durch zentrale Programme gesteuert wird. Die Betonung einer gewissen Präpondenz des Tastsinns ist unter Herderschen Theorieprämissen nicht das letzte Wort. Um freilich zu derlei Erkenntnissen kommen zu können, müßte sich das vorliegende Buch von dem mißglückten Ansatz einer Geltungstheorie der Wahrnehmung lösen und Herders Analyse der Sinnlichkeit im Rahmen einer entsprechend ausgreifenden Herderlektüre erörtern. Der Notwendigkeit, in einem Herder-Buch immer den ganzen Herder denken zu müssen, läßt sich in der Konzentration auf nur einen Teilaspekt einzig um den Preis des Mißlingens entkommen.

Universität Basel
Deutsches Seminar
Nadelberg 4, Engelhof
CH-4051 Basel
ralf.simon@unibas.ch

Ralf Simon

Michael Wetzels, *Mignon. Die Kindsbraut als Phantasma der Goethezeit*. Fink, München 1999. 503 S., DM 78,-.

Das Buch ist ein weiterer Versuch, das ‚Rätsel Mignon‘ zu lösen – und zweifellos der aufwendigste und voraussetzungsreichste in der langen Reihe der bisherigen Studien und Untersuchungen. Dabei ist das Rätsel eigentlich schnell gelöst: für Wetzels ist Mignon der Prototyp und die Inkarnation der Kindsbraut, eine Figur mit einer langen Vorgeschichte, die von der griechischen Mythologie (Persephone/Kore) über die Mädchenfiguren der Renaissance (Laura und Beatrice) bis ins 18. Jahrhundert reicht, bei Goethe ihre komplexeste Gestalt gewinnt, von hier aus ins 19. und 20. Jahrhundert weiterwirkt und dabei in den verschiedensten Medien präsent ist: im Roman, im Theater, in der Malerei, der Photographie und dem Film. Ihre spezifische und immer noch aktuelle Bedeutung erhält sie als Männerphantasie des bürgerlichen Zeitalters, und so ist es der Untersuchungszeitraum von 1770 bis 1830, der dem Phantasma seine bestimmende Bedeutungsdimension verleiht, wobei Goethes Mignon seine Überdetermination bezeichnet.

Der Ansatz ist psychosexuell und dekonstruktiv, orientiert an Freud und Lacan und an der Weiterführung von Thesen vor allem Friedrich A. Kittlers. Folgerichtig wird die Männerphantasie zunächst an Erscheinungen des späten 19. und 20. Jahrhunderts verdeutlicht, wo sie zu sich selbst gekommen ist und ihre eindeutigsten Ausprägungen in der Literatur, der bildenden Kunst, der Photographie und dem Film gefunden hat, was auch durch eine Fülle instruktiver Abbildungen belegt wird. Wetzels weiß, daß er sich auf ein